



## Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postanstalten oder direct bei unserer Administration (Redaction und Administration: Budapest, IV. Hatvanergasse 2) angenommen. — Beiträge werden honorirt, Manuscripte nicht zurückgeschickt.

Pränumerationsbetrag für Oesterreich-Ungarn:  
auf  $\frac{1}{2}$  Jahr 2 fl. 50 kr. —  $\frac{1}{3}$  Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl.  
für Deutschland und das übrige Ausland:  
auf  $\frac{1}{2}$  Jahr 4 Mark 50 Pf. —  $\frac{1}{3}$  Jahr 8 Mark — 1 Jahr 14 Mark.



## Die Zwangslage.

Novellette von Gatanello.

I.  
**O**h, die Dämchen von der guten Gesellschaft, welche die Zweideutigkeiten so sehr verabscheuen, daß sie dieselben nur verschämt hinter ihren Fächern vernehmen und flüsternd weiter verbreiten, was reden sie nicht Alles, wenn sie „unter sich“ sind! Wenn sie die Köpfe vertraulich zusammenstecken wie die Waldtauben in einem Käfig, dann lassen sie ihren Zünglein freien Lauf und sie gebrauchen ihre Fächer nicht

so sehr, um ihr verschämtes Erröthen zu verbergen, als vielmehr, um sich kühle Luft auf die erhitzten Wangen und den stürmisch wogenden Busen zu fächeln.

Ganz so war es neulich im Salon der sittenstrengen Marcelline.

Sie waren ihrer Drei; lauter vertraute Freundinnen. In den niedrigen, bequemen Fauteuils zurückgelehnt, mit übereinander geschlagenen Beinen, daß die feinen Seidenstümpfe bis zu dem Spitzenbesatz der Höschen zu sehen

waren, mit der duftigen Zigarette zwischen den Zähnen sprachen sie — wovon?

Vom Ehebruch! Sowohl, vom Ehebruch, dieser größten und abscheulichsten Sünde, die nach der Behauptung gewisser Weisen so alt ist wie — die Ehe und von welcher die modernen Dramatiker auf der Bühne so überraschende Dinge zu sagen wissen, ohne daß es ihnen gelänge, dieselbe vom Erdboden auszurotten.

Die Dämchen in Marcelline's Salon gehörten alle zu jener guten Gesellschaft, in welcher, dank dem guten Genius der Menschheit die Moral noch auf festen Füßen steht; da sie überdies vermählt waren, darf man wohl annehmen, daß diese Frage sie nicht unmittelbar berührte und sie dieselbe rein akademisch behandelten.

## II.

Die brünette Sidonie, die Alles was sie sagt, mit einem gewissen poetischen Email umgibt, drückte ihre Meinung folgendermaßen aus:

— Wenn der liebe Gott wollte, daß wir in unserem Leben nur einmal und nur Einen lieben sollen, warum hat er der Liebe nicht die Ewigkeit verliehen, damit sie, in unserem Herzen einmal angefaßt, erst mit unserem Herzen wieder erlösche? Warum hat er nicht den Willen stärker und die Leidenschaft schwächer gemacht, damit letztere, wenn sie erwacht, auch schon besiegt sei?!

— Ach, meine Theuren! meinte die ein wenig beleibte Mathalie — ich kann mich nicht so schön ausdrücken, wie die liebe Sidonie, aber auch ich denke, daß nicht wir der schuldtragende Theil sind! Hat doch schon Mutter Eva, die keinerlei böses Beispiel vor sich gehabt, die verbotene Frucht gekostet. Ich denke, die Frucht war schuld daran; hätte sie nicht so süß geschmeckt, die Schlange hätte vergebens versucht, Eva zu verlocken.

Die kleine Frau von A u e r n h e i m, die jetzt sehen ließ, daß sie zweierlei Strümpfe trage, rief mit funkelnden Augen und mit einem Geberdenspiel, das einem renommirten Vertheidiger in Strafsachen Ehre gemacht hätte, folgendermaßen aus:

— Habt Ihr denn noch nicht eingesehen, meine Lieben, daß Alles, was mit diesem Gegenstande zusammenhängt, nichts weiter ist, als der krasseste Egoismus der Männer?! Sie sind es, welche uns jene gewissen Früchte verbieten, nur um dieselben für sich selbst umsomehr zu versüßen. Ist das gerecht, frage ich?

— Wie sollte es gerecht sein?! riefen die brünette Sidonie und die korpulente Mathalie zugleich.

— Die Gerechtigkeit ist dort oben, fuhr die kleine Auernheim fort, indem sie die Augen fromm zum Himmel erhob; dort wird Allen mit gleichem Maße gemessen. Und wenn es wirklich Frauen geben sollte, (ich glaube nicht, daß es solche gibt!) die sich manchemal in den Zaubergarten der verbotenen Liebe verirren, so dürfen wir sie nicht so streng verurtheilen; ja es gibt Fälle, in welchen sie ganz freigesprochen werden müssen; z. B. wenn der Gatte sich anderen Vergnügungen hingibt und seine Gattin vernachlässigt, daß sie sich zu Tode langweilt . . .

— Oder wenn sie zu einer Ehe mit einem ungeliebten Manne gezwungen würde und später das erträumte Ideal findet . . .

— Oder wenn der Mann alt, die Frau aber jung ist . . .

— Vergesst auch der Rache nicht, meine Theuren! dieser fürchterlichen Leidenschaft, welche die Macht besitzt, eine gekränkte Frau einem fremden Manne in die Arme zu treiben.

— Und bedenket auch, daß es Männer gibt, die eine wahrhaft dämonische Wirkung auf uns üben, denen

wir nicht widerstehen können. Kann man eine Frau verurtheilen, die einer höheren Zauberkräft gehorcht?

Oh, diese Damen waren unerschöpflich in der Aufzählung von Entschuldigungsgründen!

Marcelline, die mit dem Abschälen einer Orange beschäftigt war und bisher geschwiegen hatte, legte jetzt das Obstmesserschen weg und rief:

— Aber, meine Damen! Sie halten ja förmliche Vertheidigungsreden zu Gunsten jener abscheulichen Geschöpfe, die ihre Männer hintergehen. Pfui! Sind wir schon dahin gekommen? Alldas sind leere Ausflüchte! Solche Frauen müssen unerbittlich verurtheilt werden! Ich kenne nur einen Fall, einen einzigen Fall, in welchem die Frau freigesprochen werden muß.

— Ah! Welches ist dieser Fall? fragten die Damen neugierig.

— Die Zwangslage, meine Damen; d. h. eine Lage in welcher die Frau einer schonungslosen, rohen Gewalt gegenübersteht; eine Lage, in welcher jede Rettung unmöglich ist, kurz eine Lage wie jene, in welcher ich mich einmal befunden habe. Höret die Geschichte zu Eurem Nuß und Frommen.

## III.

— Vor zwei Jahren hielt ich auf dem Lande Vilegiatur. Wo — das gehört nicht zur Sache. Es war eine herrliche, romantische Landschaft, wo Alles schön war, mit Ausnahme der Menschen. Ich verkehrte mit Niemandem und um mir die Zeit zu vertreiben, las ich viel und machte häufig Spaziergänge in die Wälder und Berge.

Eines Tages saß ich im Walde am Fuße eines Baumes und war damit beschäftigt, einen Strauß von Feldblumen zu binden, als in meiner Nähe ein Schuß fiel.

Erschreckt schrie ich auf und im nächsten Augenblicke hörte ich eine Stimme, welche sagte:

— Verzeihung, Madame! Hätte ich Sie gesehen, so würde ich mein Gewehr nicht abgeschossen haben.

Ich blickte auf und sah einen jungen Mann in Jägertracht vor mir, der eine noch rauchende Flinte in der Hand hielt. Er war groß und kräftig und — hübsch; gefährlich hübsch.

Wir waren uns unter durchaus romantischen Umständen begegnet, ganz wie die Büchermacher es haben wollen. Ich überzeugte mich bald, daß mein Nimrod ebenso geistreich war wie hübsch und ebenso kühn wie wohlvertraut mit allen Künsten der Belagerung eines Frauenherzens.

Schon nach einer kurzen Woche wagte er es, von unüberwindlicher Liebe zu sprechen und als ich ihm einen Verweis ertheilte, weil er die Kühnheit gehabt hatte, mich auf die Schulter zu küssen, meinte der dreiste Mensch, ich selbst sei Schuld daran, weil ich ein dekolletirtes Kleid anhatte.

— Ja, wie denken Sie denn eigentlich von mir? fragte ich ihn.

— Nicht besser und nicht schlechter, als man von einer schönen Frau denken kann, erwiderte er.

— Und wie denken Sie über die Frauen?

— Sie sind fremde Güter von welchen ich schon viele besessen habe u n d n o c h m e h r z u b e s i t z e n h o f f e.

Diese Aeußerung belehrte mich, daß ich sehr auf meiner Hut sein müsse.

Wahrscheinlich hätte ich diese gefährliche Bekanntschaft bald wieder abgebrochen, wenn nicht der Wald und die Berge, in welchen ich mich zu ergehen pflegte, ihm gehört hätten. Aber ich konnte doch nicht einem Manne die Annäherung wehren, dessen Luft ich sozusagen einsog.

Mein Romeo besaß jenseits des Waldes ein Schloßchen, in welchem er alljährlich 1—2 Monate zuzubringen

pflegte und wo es außer einem alten, tauben Diener keine menschliche Seele gab. In der Umgebung gab es auf Büchsenchußweite keine menschliche Behausung, wo man einen Hilferuf hätte vernehmen können. Ich fragte ihn, ob er dort keine Furcht habe, worauf er lächelnd erwiderte: „Sie wollen wohl fragen, ob man sich dort nicht vor mir zu fürchten habe?“

Unsere Bekanntschaft gedieh allmählig bis zu dem Punkte, wo die Männer trotz unseres Sträubens sich allerlei Freiheiten in Betreff der Nesteln unseres Kleides gestatten, und eines Morgens, als wir in der offenen Veranda meiner Villa beim Dejeuner saßen und die Knöpfe meines schlecht geschlossenen Morgenkleides zufällig aufgingen, sprang dieser Mensch von seinem Sitze auf, schloß mich mit Gewalt in seine Arme und bedeckte mich mit Küffen.

Ich gerieth in heftigen Zorn, riß mich aus seinen Armen los und sagte ihm grollend:

— Entfernen Sie sich sogleich und wagen Sie es nicht mehr, hieher zu kommen!

— Bis morgen werde ich jedenfalls gehorchen, sagte er in unterwürfigem Tone, da ich Briefe zu schreiben habe, so daß ich meine Wohnung den ganzen Tag nicht verlassen werde.

Und er entfernte sich mit höflichem Gruße.

Ich war mit mir sehr zufrieden . . . konnte aber den ganzen Tag nicht mehr meine Ruhe finden. Als die Sonne zur Reize ging, schlug ich den nächsten Weg durch den Wald ein und nach zwanzig Minuten war ich in dem Schloßchen. Ihr könnt Euch die Lage denken, in welcher ich in der nächsten Viertelstunde mich befand. In einer Räuberhöhle allein mit einem Raubritter aus dem Mittelalter und nirgends ein offenes Fenster, nirgends eine Klingelschnur, weit und breit keine menschliche Behausung, wo man meine Hilferufe hätte vernehmen können.

Am andern Morgen — er schlief sicherlich noch — verließ ich das Schloßchen und die Gegend.

#### IV.

Die Damen blickten einander an.

— Wie? rief Marcelline betroffen; solltet Ihr das nicht für eine Zwangslage halten?

— Gewiß! sagte die kleine Auernheim beruhigend. Die Zwangslage war gegeben, als Du einmal im Schlosse warst. Warum bist Du aber hingegangen?

— Ei, warum? entgegnete Marcelline mit einem lebenswürdigen, schelmischen Lächeln. Ich mußte doch die Zwangslage schaffen . . . .



#### OUJOUX.

Manche Frauen sind wie die Börseagenten: sie geben und nehmen — Liebe.

Die Toilette ist die Peimruth, mit welcher die Frauen die Männer fangen; doch sitzen sie oft erst dann fest, wenn die letzte Hülle zu Boden gefallen.

Wenn ein Mädchen erröthet, dann fürchtet es Dasjenige, was es im Geheimen wünscht.

Das Mädchen erröthet, die Frau heuchelt Zorn, wenn der Mann sich Dreistigkeiten herausnimmt; aber Keine meint es ernstlich.

Nur nacheinander kann man Mehrere wahrhaft lieben; zugleich niemals.

In dem geliebten Mädchen sehen wir einen Engel; die Frau bleibt immer — eine Frau.

Eine leichtlebige Frau hat keine schwere Last zu fürchten.

Es ist schwer, die Frauen eingehend kennen zu lernen.

Der Kuß ist der erste Band eines Romans; dann heißt es: „Fortsetzung folgt“ oder der Roman bricht ab.

Siegen ist die erste Aufgabe der Männer.

Es ist tausendmal süßer, in den Armen einer schönen Frau — nicht zu ruhen, als in den Armen Morpheus' zu ruhen.

Die Enthüllung ist nicht nur bei den Denkmälern von Erz der interessanteste Augenblick.

Man stolpert am leichtesten im Finstern.

Ein junges Weib für einen alten Mann ist wie der Zwieback für einen zahlosen Menschen.

Portefeuillefragen bringen Minister und Frauen zu Falle.

Hühneraugen und Gewissensbisse sind die zwei unangenehmsten Krankheiten einer jungen Frau

Ein schönes Mädchen zeigt niemals eine aufrichtige Miene.

Die Frauen halten Alles, wessen sie fähig sind, für eine unschuldige Sache.

Die Schwiegermutter ist oft ein Teufel, dem man einen Engel zu verdanken hat.

Der Widerstand ist bei den Frauen oft nur Gewohnheitsache.

Wenn die Vielmännerei erlaubt wäre, dann gäbe es zu wenig Männer für die Frauen.



## Halbe Vorsicht.

Ich wiederhole Ihnen, meine Damen: Vorsicht schadet nie. Und ich empfehle Ihnen ernstlich, daß Sie, wenn Sie meinen Mahnungen Gehör schenkend Vorsichtsmaßregeln ergreifen, niemals auf halbem Wege stehen bleiben sollen. Profitiren Sie von der Geschichte Violette's, der sanften Comtesse Violette, die ich Ihnen zu ihrer Aufzucht erzählen will.

Und bei diesen halb ernstern, halb ironischen Worten schaute Graf VerCELLI, der lebenswürdige alte Don Juan, mit seinen listern blasirten Blicken auf die beiden Baronessen, denen er mit gleicher Gluth und Ausdauer den Hof machte.

Die Mama berieth im anstoßenden Zimmer mit der Schneiderin über einige neue Toiletten; diese Gelegenheit benützte der alte Sünder, um — nach dem achten Gläschen Chartreuse — mit ungewöhnlich belebten Augen seinen jungen Zuhörerinnen folgendes Geschichtchen zu erzählen.

— Ich brauche Sie wohl nicht zu fragen, meine Damen, ob Sie Violette gekannt haben. Wer hätte jenes schüchterne Reh nicht gekannt, das jetzt, d. h. seit es aus Abbazia zurückgekehrt ist, das Köpfchen so hoch trägt? Vor einem Jahre noch senkten sich die seidenweichen Wimpern verschämt auf die jetzt so frei drein blickenden Augen, wenn diese zufällig dem kühnen Blick des Barons Alfred begegneten.

Baron Alfred war kühn, — Sie wissen es ja — aber er kam bei der Comtesse Violette nicht weiter, als viele Andere, die sich um ihre Gunst bewarben. Sie lächeln ungläubig, meine Damen? Nun, ich versichere, daß seine Hände heute noch die Spuren der rothigen Fingernägel Violette's tragen. Denn Violette erröthete, aber — sie hatte keine Ursache zu erröthen. Und obgleich sie noch in ihrem zarten Kindesalter die Mutter verloren hatte und ihr Vater sich weit mehr um seinen Marstall und um das Ballet kümmerte, denn um die Erziehung seiner Tochter, war Violette trotzdem — oder vielleicht gerade deshalb — so außerordentlich vorsichtig, daß alle Anschläge des Barons fruchtlos waren.

Endlich nahm er zu einem letzten, verzweifelten Versuche seine Zuflucht. Am Abend eines erdrückend heißen Augusttages schlüpfte er durch das offene Fenster in Violette's Schlafgemach, ehe diese zu Bett gegangen war. Ha, ha, ha! Ich weiß es aus verlässlichster Quelle, daß die Comtesse Violette in jener Nacht Wunder w . . . Oh, Pardon! Ich glaubte, ich wäre im Klub. Also nur so viel, daß Violette heuer im Frühjahr, wie Sie wissen, mit ihrer Tante nach Abbazia gereist ist, wo sie zur Herstellung ihrer angegriffenen Gesundheit längere Zeit gewohnt hat. Und als sie zurückkehrten, brachte die Tante einen kleinen, braunen Engel mit, den sie von einer armen Italienerin adoptirt hatte . . .

Und Graf VerCELLI zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen, während er sich das neunte Gläschen Chartreuse einschänkte.

— Sagen Sie mir doch, Graf — bemerkte jetzt Baronessa Elise — wenn Violette gar so vorsichtig war, wie kam es, daß sie ihr Zimmer nicht durchsucht hat?

— Du wirst doch nicht die arme Violette beschuldigen wollen! warf Baronessa Seraphine ein; Du weißt ja, daß sie vor dem Schlafengehen mit der Kerze in der Hand sogar in die verschlossenen Schreine geschaut hat.

— Aber unter das Bett hat sie nicht geschaut! rief Elise erregt.

— Leider hat sie nur unter das Bett geschaut, reizende Elise, und nicht auch in das Bett! . . .

Zoli.

## Die Unschuld.

Es ließ ein König einst verkünden  
In seinem Reich den Tugendpreis  
Für jene Maid, die zu begründen  
Ihr Anrecht auf denselben weiß.

So kamen denn herangezogen  
Die holden Wesen sonder Zahl;  
Das gab ein Drängen und ein Wogen  
Der Tugend schönen, reichster Wahl.

Der König maß mit ernstern Mienen  
Der Anspruchsvollen lange Reih' . . . .  
Befragte Jede dann von ihnen,  
Was ihr Beweis der Unschuld sei?

Und Jede wußte 'was zu sagen  
Von ihrem keuschen Widerstand . . .  
Wie der Versuchung schwerste Plagen  
Sie festen Willens überwand.

Nur Eine wurde arg verlegen,  
Als auch zu ihr der König kam . . . .  
Ihr Antlitz strahlte ihm entgegen  
Die Feuerröthe holder Scham!

„Lass' hören!“ sagte zu der Schönen  
Der König milden Angesichts . . . .  
Da brach sie aus in helle Thränen  
Und schluchzte: „Ach! ich weiß ja nichts!“ . .

Drauf rief der Fürst voll Wohlgefallen:  
„Ihr nur allein gebührt der Preis!  
Denn wahrhaft rein ist unter Allen  
Die Unschuld, die es selbst nicht weiß!“

Polydor.





I.

Er war Wittwer.  
Die erste Erfahrung hatte ihm genügt und er hatte den festen Vorsatz gefaßt, sie nicht zu wiederholen.  
Und er hielt sich Wort.  
Denn er war kein Freund der Ehe; — wir sprechen von Herrn Martini, Sie merken es wohl — dagegen ein großer Freund der Frauen.



Diese Freundschaft für die Frauen wendete sich zunächst einer kleinen brünetten Person zu, die sich Ernestine nannte. Sie rechtfertigte vollkommen die Bezeichnung „pikant“, welche man den Brünetten beizulegen gewohnt ist.  
Im Theater hatten sie sich getroffen. Martini, der gern lachte, war ein Verehrer der Operette. Wenn er in seinem Klub beim Kartenspiel saß, piff er das ganze Repertoire von Offenbach, Lecoq und Suppé vor sich hin.  
Kurz, eines Abends saß er auf dem Balkon der

„Komischen Oper“ und just neben Derjenigen, die er später kurzweg Ernestine nennen sollte.



Der Leser wird mir gütigst erlassen, die einleitenden Umstände ihrer Verbindung zu schildern. Sie war eben „frei“ und er auch, wie wir wissen. Man konnte sich daher leicht verständigen.

II.

Dieses Verhältniß ward bald zu einer tollen Leidenschaft, es war ein Honigmond in Silberstrahlen. Natürlich war es Martini, der das Silber zu diesen Strahlen lieferte.

Er hatte den Engel seiner Träume in einem lieblichen kleinen Appartement untergebracht, das mit Allem geschmückt war, was nöthig ist, um sich nach dem zur Zeit gültigen Tarif zu lieben.

Doch nicht mit Allem; denn eines Tages hatte Herr Martini eine Idee.

- Meine Theure, ich denke an Etwas.
- An was denn, mein Julius?
- Wir können aus Rücksicht auf die Welt nicht mehr beisammen leben; auch halten mich meine Geschäfte oft sehr auf.
- Ach ja; ich leide genug dadurch.
- Du leidest dadurch? Nun wohl, meine Theure: Du sollst nicht länger leiden. Ich habe etwas erfunden, was uns einander jede Stunde zusammenführen wird.
- Oh, welches Glück! Was ist das?
- Ich will bei Dir und bei mir ein Telephon anbringen lassen. Begreifst Du?
- Nicht ganz. Du sagtest, das Mittel werde uns zusammenführen . . .
- Ganz richtig. Mittelfst des Telephons ist man so gut wie neben einander. Man sieht einander nicht, aber man hört einander. Und ich wünsche . . .
- Du wünschest?
- Ich wünsche, daß wir — wenn ich nicht da bin — wenigstens dreimal des Morgens, dreimal im Laufe des Tages und dreimal des Abends mit einander in Verbindung treten.
- Ah!
- Das wird Dich doch nicht . . .
- Im Gegentheil, mein Freund! Das wird reizend sein! Welche zarte Aufmerksamkeit!
- Oh, ich werde Dir nicht zu viel Zeit rauben. Ich bin nicht so anspruchsvoll. Wenn man sich liebt, genügen zwei Worte. Du wirst läuten — denn beim Telephoniren muß man zunächst läuten.
- Ich werde läuten.
- Dann wirst Du rufen: Hallo! hallo! Ich werde Dir antworten: Da bin ich!
- Ich verstehe.
- Dann wirst Du mir sagen: „Mein Julius, ich denke an Dich!“ Nichts weiter. Das genügt mir, um glücklich zu sein. Wird das nicht herrlich sein?



Und sie besiegelten den Pakt mit einigen zärtlichen Küffen.

### III.

Die Dinge gingen ganz nach dem Wunsche Martini's. Das Telephon wurde in Ernestine's Wohnung und auch in der seinigen angebracht. Und wenn er nicht bei seinem Täubchen bleiben konnte, ertönte schon am frühen Morgen das Kling! Kling! des Telephons und eine zarte Frauenstimme, einigermassen verändert durch den Apparat, flötete:

— Mein Julius, ich denke an Dich!

Dann rieb sich „ihr Julius“ vergnügt die Hände und sagte sich:

— Das war eine reizende Idee! Welche kluge Vorsicht! In dieser Weise bin ich ihrer ganz sicher. . . . Oh, es geht nichts über die Wissenschaft; ihr gehört die Zukunft. Die Elektrizität im Dienste der Wissenschaft; zwei Ströme, die sich ergänzen. . . . Es lebe die Wissenschaft!

### IV.

Es geschah indessen, daß nach einiger Zeit dieses ewige Geklingel und diese Halloh-Rufe Martini ungeduldig machten. Ja, selbst der Ruf: „Mein Julius, ich denke an Dich!“ so sehr ihm derselbe auch Freude machte, verursachte ihm eine gewisse Aufreizung der Nerven.

Er fand sein telephonisches System allmählig sehr ermüdend und sehr monoton. Allein, er mußte sich fügen. Wenn eine Frau einen Mann mit solcher Beharrlichkeit liebt, darf man sich nicht beklagen.



Gleichviel; ein zweitesmal würde er eine solche Thorheit nicht begehen. Für vierhundert Thaler jährlich „Mein Julius, ich denke an Dich!“ und die Antwort dazu — das ist zu viel!

Solche Nervenreizungen nehmen unvermeidlich ein steigendes Tempo an; da gibt es keinen Stillstand mehr! Martini machte diese steigenden Phasen durch. Wie ist da Einhalt zu gebieten?

— Die arme Ernestine. . . . Das wäre ein harter Schlag für sie! Sie würde glauben, daß ich sie nicht mehr liebe, daß ich sie verlassen wolle. . . . Was weiß ich? Schlimm, schlimm! aber ich kann ihr nicht helfen; das Ding weckt mich zu früh. . . .

Es war neun Uhr Morgens, als Herr Martini unter diesem Selbstgespräch sein Bett verließ. Er hatte am vorhergehenden Abend im Kartenspiel Geld verloren, dann hatte er beim Diner Zuckererbsen gegessen, die er nicht verdauen konnte. Ueberdies war seine telephonische Geduld zu Ende.

Und während er sich langsam anleidete, hielt er folgenden Monolog:

— Das muß ein Ende nehmen; heute noch! Da ich wieder schwach werden könnte, will ich soleich ans Werk gehen. Allerdings mit Schonung, denn ich will das liebe Kind, das mir so anhänglich ist, nicht betrüben. Wir werden uns lieben, aber ohne Telephon.



Er war fertig, ging auf die Straße hinab, kletterte in einen Fiaker und ließ sich zu Ernestine führen.

### V.

Als er die Treppe zu Ernestine hinaufstieg, brummt er Folgendes vor sich hin:

— Mein Gott! wenn es sie nur nicht zu sehr betrübt! . . . Sie ist zu gefühlvoll! . . . Man findet nicht alle Tage eine Frau, die uns zu festgesetzten Stunden ihre Liebe bezeugt. Ich sollte vielleicht umkehren und nichts sagen. . . . Nein! Ich bleibe. . . . aber schonungsvoll will ich zu Werke gehen.

Er schob seinen Schlüssel ins Schlüsselloch und ging geradeaus in das Zimmer Ernestine's. Die Thüre stand halb offen. Er blieb einen Augenblick stehen, denn was er sah, rührte ihn.

Ernestine war am Telephon!

Sie stand über den Sprechapparat gebückt, so daß er nur ihren Rücken sehen konnte.

Auf den Fußspitzen näherte er sich, der dicke Teppich dämpfte seine Schritte.

Ernestine hörte nichts, denn sie war völlig in ihre gewohnte telephonische Mittheilung versunken und erwartete die Antwort darauf.

So kam Martini bis zu ihr heran und drückte einen Kuß auf ihren Nacken.

— Ah!

— Himmel!

Schlag auf Schlag folgten diese beiden Ausrufe nach einander.

Mit dem Ausrufe „Ah!“ hatte die Telephonirende sich zugleich umgewendet. Es war nicht Ernestine; es war die Kammerfrau. Und dies erklärt den Ausruf „Himmel!“ des Herrn Martini.

— Mein Gott, wie bin ich erschrocken, mein Herr!

— Willst Du mir sagen, was Du da machst? rief Martini. Wo ist Deine Herrin?





— Liebe Leontine! Du hast während der ganzen Vorstellung mit dem Grafen P. kokettirt. Es war schon auffallend.

— Er ist Dein Freund, lieber Mann. Du hättest ihn daher in unsere Loge einladen sollen. Das wäre weniger auffallend . . .



— Schon wieder eine Schneiderrechnung auf tausend Gulden!

— Sie haben die Wahl, lieber Graf: entweder Sie bezahlen die Rechnung, oder — Ihr Neffe bezahlt sie.

— Sie ist gestern Abends nicht heimgekehrt und darum habe ich Ihnen — wie an jedem Morgen — telephonirt: „Mein Julius, ich denke an Dich!“

— Was? Wie an jedem Morgen?

— So ziemlich. O, das ist sehr ermüdend; aber die „Gnädige“ bezahlt mich dafür.

— Also Du? Du hast . . .

— Mein Gott! Wie Sie die Augen rollen! Ich fürchte mich . . .

#### VI.

Martini war Philosoph. Die Kammerzofe war sehr hübsch mit ihrem blonden Lockenkopf und dem muntern Lärvochen.

— Also Du warst es, wiederholte Martini, die mir jeden Tag sagte: „Mein Julius, ich denke an Dich“?

— Ich mußte wohl; es gehörte mit zu meinen Arbeiten.

— Nun denn: willst Du es mir künftig in meiner Wohnung sagen?

Die niedliche Zofe überlegte eine Weile, dann sagte sie:

— Meiner Treu, ja! Aber es wird kostspieliger sein! . . .

P. V.



## ONBONNIÈRE.

Kein Hinderniß.

Auf einem Hoffball in den Tuilerien wurde der Kaiserin Eugenie eine sehr magere junge Engländerin vorgestellt, die auf den unteren Theil ihrer Robe so viel Stoff verschwendet hatte, daß für den oberen Theil kaum etwas übrig blieb.

— Wie kann man nur ein so stark ausgeschnittenes Kleid tragen? fragte in leisem Tone die Marquise Galifet. Worauf die Kaiserin rasch erwiderte:

— Warum nicht? Ich sehe keinerlei Hinderniß.

\*

### Gatte und Liebhaber.

Die kleine Gräfin A. ward von einer Freundin gefragt, warum sie einen so häßlichen Mann geheirathet habe. Die Gräfin erwiderte darauf:

— Die Liebhaber müssen sämmtlich schön sein; die Gatten aber? — wie es Gott gefallen hat, sie zu erschaffen.

\*

### Unter Freundinnen.

— Theure Mathilde! Wie freue ich mich, Dich nach so vielen Jahren wiederzusehen . . . Bist Du glücklich verheirathet?

— Oh ja, sehr glücklich!

— Hast Du Kinder?

— Oh nein; wir haben eine so kleine Wohnung . . .

\*

### Unter Cocotten im Stadtpark.

— Lucie! Bist Du in Herrengesellschaft?

— Ich weiß noch nicht; ich bin eben erst angekommen.

\*

### Auch ein Trost.

Eine junge Wittwe beweint ihren Gatten, der vor Kurzem gestorben ist.

— Oh, wie unglücklich bin ich! Klagt sie einer vertrauten Freundin. Ich habe nur einen Trost: ich weiß jetzt, wo er seine Nächte zubringt.

\*

### Ein Zerstreuter.

In einer Spielhöhle fragt einer der Pointeurs den Garçon, wie spät es sei?

— Mitternacht ist vorüber, mein Herr!

— Herrgott! wie schnell die Zeit vergeht . . . Meine Frau erwartet mich zum Mittagessen.

\*

### Im Walde.

— Wie süß ist doch die Einsamkeit, theurer Rudolf!

— Gewiß, wenn man sie zu Zweien genießt, wie wir.

\*

### Ein ernster Schritt.

— Du bist so nachdenklich, Nelly?

— Ich habe einen ernsten Schritt gethan: ich war bei Rudolf.

— Nun, und? . . .

— Ich habe es sehr bereut.

— Hoffentlich hast Du Keuzgeld bekommen? . . .

\*

### Verjorgt.

— Babette! Zum Uebersiedeln werden wir vier starke Männer brauchen.

— Oh, Gnädige! Die kann ich aus meinen Liebhabern beistellen.

\*

### Naiv.

— Habe ich Euch nicht verboten, mit Knaben zusammen zu baden? fragt die Mutter ihre kleinen Töchter in strengem Tone.

— Aber, Mama! Wir konnten doch nicht wissen, daß es Knaben sind; sie waren doch nicht angekleidet! . . .

\*

### Das Leben und die Bühne.

— Man sagt, die Bühne sei das Leben.

— Das leugne ich.

— Du wirst doch keine neue Theorie predigen wollen?

— Mit Verlaub! Auf der Bühne wird der Vorhang nach Schluß des Stückes herabgelassen; im Leben hingegen geht der Vorhang beim Schlußakt in die Höhe.

\*

### Gefährlich.

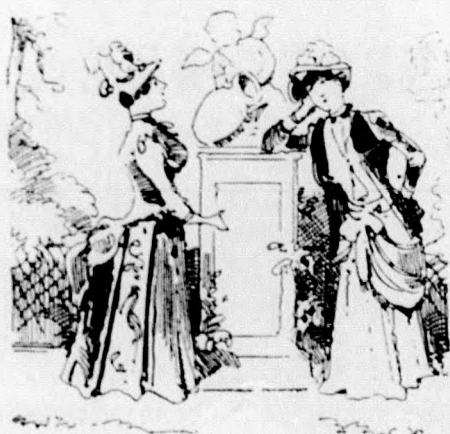
— Die kleine Emilie scheidet vom Theater.

— Schade! Sie war so niedlich auf der Bühne!

— Freilich! Aber sie hat den Teufel an die Wand gemalt.

— Wieso?

— Sie hat immer Mütter gespielt.

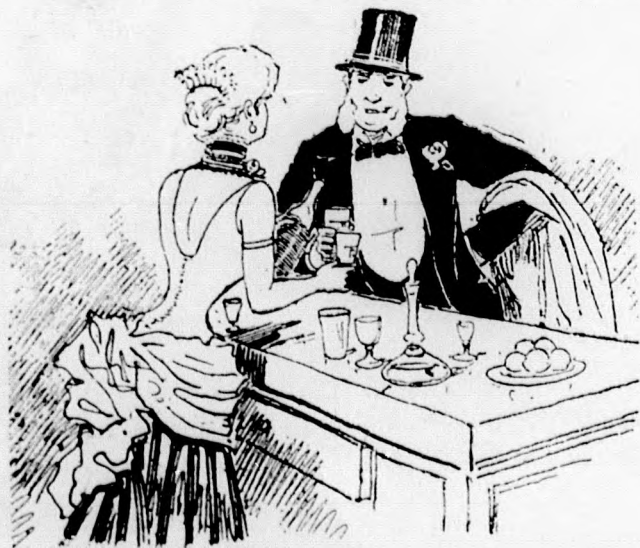


— Warum so traurig, liebe Lisine?

— Ich kann den Miethzins nicht bezahlen.

— Ich habe den meinigen schon bezahlt.

— Du hast es leicht: Dein Hausherr ist — unverheirathet.



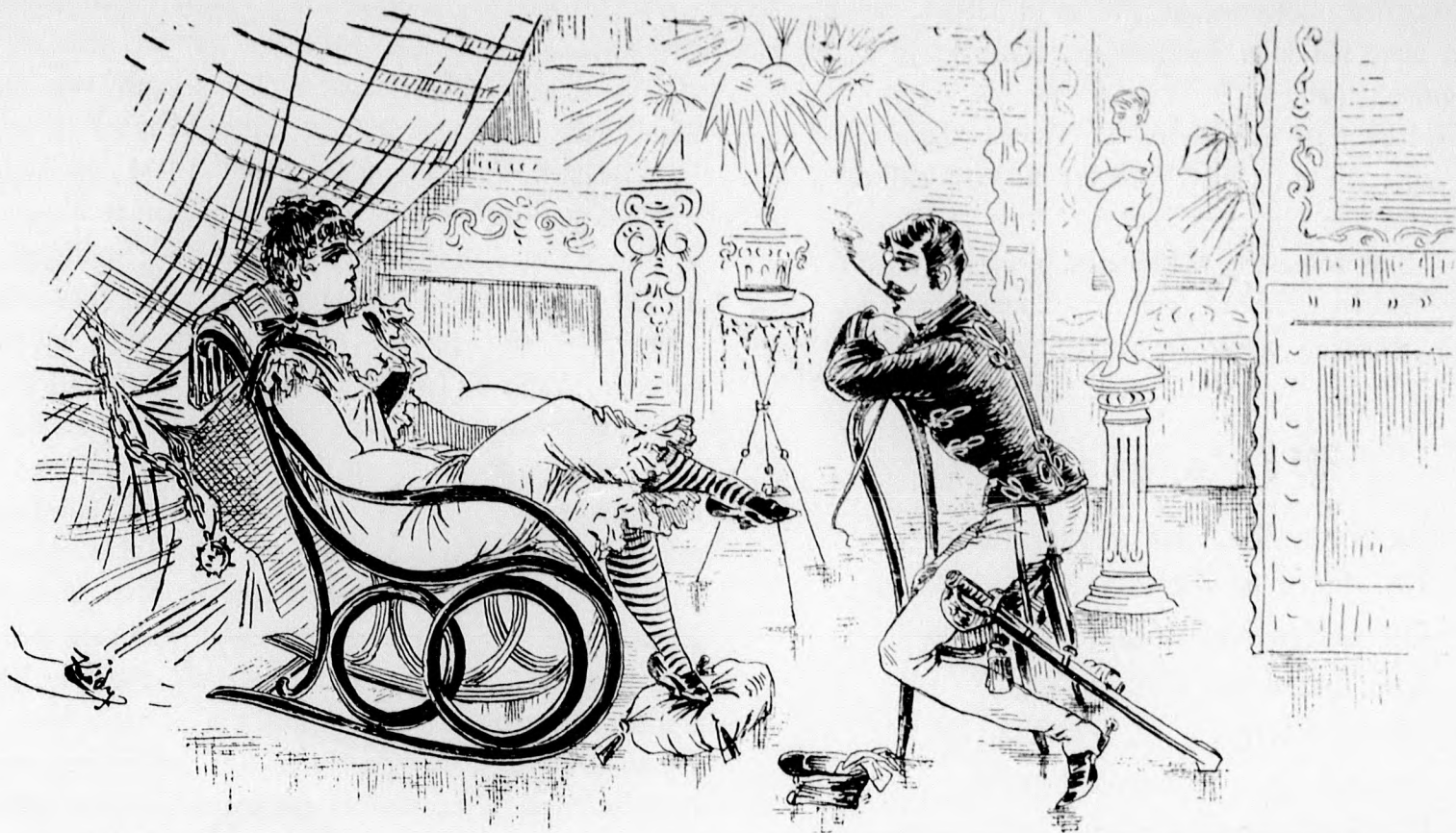
— Ich will Dich in Schutz nehmen, liebste Kleine, und Dich lieben . . .

— Ach, mein Fürst, ich bitte nur um Ihren Schutz, für die Liebe werde ich schon sorgen.



— Gustav! Ich habe in Babettes Nähtisch einen Liebesbrief von Deiner Hand gefunden. Das ist schändlich!

— Aber liebste Frau! Du heissest ja auch Babette. Ich schrieb den Brief während Deiner Abwesenheit in Franzensbad — um nicht aus der Übung zu kommen.



— Also, Sie möchten einen Offizier heiraten, liebe Alizi! Wissen Sie auch, daß die Offiziers-Ehekauttionen erhöht worden sind?

— Was genirt mich das? Ich werde einen Liebhaber mehr nehmen, daß ich die Kauttion rascher beisammen habe.

### Die gute alte Zeit.

In der Gesellschaft stecken alle Leute die Köpfe zusammen. Der Papa läßt sich den Pagat ultimo abfangen, die Mama stößt den Samovar um, wo das Wasser zum Thee siedet; die Musik verstummt, der Tanz wird unterbrochen; alle Leute stecken die Köpfe zusammen . . .

Der Papa entschuldigt sich mit fahlen Wangen, geht in sein Zimmer, steckt einen Revolver in die Tasche und eilt auf die Polizei. Die Mama fällt in Ohnmacht; ihre Freundinnen, die neugierigen, geschwätzigen Gardedamen machen sich mit ihr zu schaffen. Die jungen Leute gehen auf den Korridor hinaus, um eine Zigarette zu rauchen, schauen einander an — und lachen. Die Mädchen stieben auseinander wie die verschreckten Tauben und finden sich dann wieder und haben geheimnißvolle Sachen zu flüstern . . .

Was ist geschehen?

Nichts weiter, als daß während eines Walzers auf dem Hausball des Herrn Kommerzienrathes ein junger Mann das Töchterlein des Herrn Rathes, die kleine Gisela, entführt hat. Gisela ist fünfzehn Jahre alt, der Entführer sechzehn. Gisela besucht noch die Klosterschule, der junge Mann hat eben erst in der sechsten Klasse des Gymnasiums — das consilium abeundi bekommen . . . Das ist geschehen . . .

Die älteren Damen schlagen entsetzt die Hände zusammen.

- Schlechte Zeiten, schlechte Sitten!
- Skandalös!
- Wohin wird das führen?
- Gisela ist noch nicht fünfzehn Jahre alt!
- Und das Bürschchen noch nicht sechzehn!

— Entsetzlich! Sechszehnjährige Knaben entführen fünfzehnjährige Mädchen! Und sie schwören einander Treue, schreiben einander Liebesbriefe, versprechen einander die Ehe!

— Ach, in meiner Zeit war es doch ganz anders! sagt eine der ältesten Damen, die sehr fleißig in die Kirche geht und wenn das schlechte Wetter dies nicht gestattet, doch wenigstens den Besuch des Pfarrers ihres Sprengels empfängt. Ach ja: die gute, alte Zeit! Mit vierzehn Jahren wußte ich noch gar nicht, was Liebe und ewige Treue sei. Mit fünfzehn Jahren hatte ich noch keinen Begriff von der Ehe! Als mein gottseliger Erster in meinem sechzehnten Jahre um meine Hand anhielt und mich fragte, ob ich ihn liebe, lachte ich ihm ins Gesicht und anstatt meiner antwortete meine Mutter: „Ei, freilich liebt sie Sie!“

Nach der Trauung führte mein Mann mich heim. Wir begaben uns in sein Zimmer; dort umarmte er mich und wollte mich küssen. Darob schämte ich mich so sehr, daß ich um jeden Preis entfliehen wollte. Ich bin ihm auch wirklich durchgegangen, denn er hörte Tag und Nacht nicht auf, mich um Küsse zu bestärmen; ich aber war so verschämt und unschuldig, daß ich lieber gestorben wäre, als daß ich einen Mann geküßt hätte. Zu nachtschlafender Zeit bin ich vor den Zärtlichkeiten meines Mannes durchgegangen. Der Weg in das nächste Städtchen, wo meine Eltern wohnten, führte durch einen großen, dichten Wald. Dort hatte ich mich bald verirrt und der liebe Himmel weiß, was aus mir geworden wäre, wenn nicht ein glücklicher Zufall einen wackeren jungen Uhlans-Offizier vorbeigeführt hätte, der nach dem Städtchen ritt, wohin auch ich gelangen wollte. Ihm hatte ich es zu verdanken, daß ich um Mitternacht das Haus meiner Eltern erreichte, wo mein Vater und meine Mutter mich in banger

Sorge erwarteten und meinen Mann zu trösten suchten, der schon da war, um mich heimzuholen. Jawohl, so waren wir in der guten, alten Zeit!

— Und sind Sie wieder zu Ihrem Manne zurückgekehrt? fragte ein Gektschnabel aus der heutigen verderbten Zeit.

— Ja, ich bin zurückgekehrt.

— Und haben die Küsse nicht mehr gefürchtet?

— Nein . . . das heißt . . . weiß Gott! . . . ich habe mich allmählig daran gewöhnt . . .

### Wer's glaubt?

In einem Wald bei Alondenschein,

Da gingen sie spazieren.

Die Beiden waren ganz allein

Und thaten sich nicht zieren.

„Geliebte! sprach er, setz' Dich her,

Ich will Dich ja nur küssen.“

Die Schelmin aber mocht' wohl mehr,

Davon wollt' er nichts wissen.

Gisela.

(14)

## ZOHAR.

Zeitgenössischer Roman von Catulle Mendès.

Deutsch von Armin Schwarz.

### III.

Die Schwingen ihres Glückes hatten sich hier entwickelt, in dieser lieblich stillen Einsamkeit. Nachdem sie durch Guipuzcoa, Katalonien, Andalusien geflohen waren, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, — wobei es in den Gasthäusern ausgelassene Liebesnächte gab, in welchen die überströmende Wonne der Umarmung schier das Lager zu enge fand — nachdem sie in Italien und Griechenland gereist waren und noch weiter, überallhin wo sie sich von der Vergangenheit entfernten und weniger fürchten mußten, Bekannten zu begegnen, die das Geheimniß ihrer unschuldigen und dennoch anstößigen Liebe verrathen könnten, hatten sie im Exil diesen Ruheplatz gewählt; sie fühlten sich wohl daselbst und wollten den Ort nie wieder verlassen. Das Leben aller Anderen war für sie vergessen. Das unabänderliche Dunkel des Winters ohne Morgenroth schreckte sie nicht; ihre unerfättliche Liebe hatte keine Furcht vor den langen Nächten. Sie war siegreich strahlend in ihrer Liebe. Leopolds Furcht, Schwanken, Gewissensbisse hatte sie nicht gekannt. Sie hatte sich so gleich in ihn verliebt und noch ehe sie ihre Blicke ausgetauscht hatten, wollte sie ihre Niederlage, die für sie einen Triumph bedeuten würde. Sie durfte es ihm jetzt wohl schon sagen. Wie war es möglich, daß er an dem Abend, da sie Seite an Seite in die Unendlichkeit des Himmelsdomes starrten und ihre Seelen sich vermählten, nicht gefühlt habe, daß sie ihn in unendliche, einsame Fernen fortreise, wo sie für einander Gott sein werden? Warum hatte er später sein Fenster so rasch geschlossen, während sie das ihrige öffnete, die Arme nach ihm

ausstreckte und seinen Namen rief? Dann war er fort. Ach, das schwache Herz! Sie hatte darüber nur gelächelt und sich gedacht, er werde wiederkommen. „Dann sagten mir diese braven Leute, Frau Cardenac und ihr Sohn, daß es Zeit sei mich zu vermählen. Ich habe nicht „Nein“ gesagt; ich glaube sogar „Ja“ gesagt zu haben. Das war ein Mittel, Dich zur Rückkehr zu bewegen. Die Eifersucht wird die Leidenschaft, die Du im Herzen hattest, zum Ausbruch bringen. Aber Du kamst nicht. Ich hoffte immer, daß Du erscheinen und ausrufen werdest: „Lasset sie! Ich nehme und führe sie fort!“ Aber Du kamst nicht. Ich willigte in die Ehe und wollte dadurch Deine ferne Eifersucht zum Neuesten treiben. Aber Du kamst noch immer nicht. Da bin ich denn geflohen, bin zu Dir gekommen, habe Dir die Arme um den Nacken gelegt und ich bete Dich an!“ Manchmal machte sie ihm seine ehemalige Schwäche, seine Furcht vor menschlichen und göttlichen Gesetzen zum Vorwurf. „Habe ich nicht mehr als die Ehre, nicht mehr als das Paradies im Munde? Sage lieber gleich, daß ich häßlich sei!“ Und sie legte lieblosend ihre Arme um seinen Hals und war sicher, daß er sich davon nicht losmachen werde. Sie fügte hinzu: „Ich grolle Dir nicht, weil Du so bist wie Du bist. Vielleicht liebe ich Dich ebendeshalb.“ Und sie erzählte ihm, daß sie, wenn sie ihn nicht gefunden haben würde, den Strand aufgesucht haben würde, wo er einsam gelebt, und sich von da ins Meer gestürzt haben würde.

Und wenn sie so zu ihm sprach, war er entzückt und betrübt zugleich. Es mißfiel ihm fast, daß sie an die Lage erinnerte, da sie noch nicht das Recht hatten, einander zu lieben. Sie sollten nur an ihr gegenwärtiges, erlaubtes, so schönes Glück denken! Doch dieser Schatten verschwand bald wieder. Stephana war so triumphirend schön. Der Gedanke, daß er bald wieder das Haupt auf ihren Busen zur Ruhe legen werde, erfüllte sein Herz mit einem unendlichen Rausch.

Sie führten ein glückliches Leben in diesem kalten und schönen Norden. Der seltene Luxus dieses Palastes, den man groß gebaut hatte für eine Königstochter und schön für ein Kind; die großen, mit Fresken geschmückten Säle, in welchen die fürstlichen Gewänder Stephana's rauschten; die niedlichen Gemächer, die mit ihrem Schmuck von Pastellgemälden kleinen Puppenzimmern glichen und in welchen Stephana sich mit allerlei kleinen Arbeiten beschäftigte, wo sie wieder Kind ward, gleichwie eine Königin zu Hirtenspielen herabsteigt; die Bibliothek mit ihren alten und modernen Büchern, der Grand'sche Flügel, wo sie träumen konnte von Vergangenheit und Zukunft: diese bildeten die Dekoration zu dem zarten Drama ihrer Liebe.

Manchmal stiegen sie zu Pferde oder in einen jener schmalen Karren, welche die norwegischen Bauern Wagen nennen, und begaben sich in das schöne Thal und hielten vor den ärmlichen Hütten mit gefärbtem Holze, denn das Glück macht uns mildthätig, unterhielten sich bei dem Tanze des Landvolkes in den Pachtböden, sprachen in den Schänken vertraulich mit den Weißbiertrinkern, die sich respektvoll zum Gruße erhoben. Stephana hatte oft die Laune, den Berg aufzusuchen, von wo der Fjord mit seinen dunklen Tiefen zu sehen ist. Aber Leopold liebte nicht diese Traurigkeit der Dinge, welche ihn an die Traurigkeit seiner Tage von ehemals erin-

nete. Einmal, als sie auf dem Wege hinaufwandelten, der im Zickzack zu dem Vorgebirge hinauführte, sagte sie auf das Grabgewölbe zeigend: „Hier werden wir beisammen ruhen, nicht wahr?“ Er aber schloß ihr mit einem Kusse den Mund. Was sprach sie da von Sterben, da sie sich liebten, da sie einander angehörten. Sie ward nachdenklich und sagte dann: „Gerade deshalb.“ Aber er wollte nicht, daß sie an das Grab denke; er wünschte vielmehr, daß sie ihn öfter in die Kirche begleiten möge. Warum sollten sie nicht beten und dem Herrn für das Glück danken, das er ihnen geschenkt? „Ja, Du bist noch immer ein wenig fromm“ — sagte sie ihm dann. Was war ihr die Frömmigkeit neben ihrer Liebe, die zu jeder Begeisterung bereit und des Martyriums fähig war? In einem leidenschaftlichen Verlangen nach gemeinsamen Gefahren wollte sie, unbekümmert um Klippen, Schluchten und trügerische Schneefelder, zu dem wunderbaren Katarakte von Skaggeldalfoß, der sich in vier ungeheuren schäumenden Wasserstürzen in die Tiefe ergießt. Sie stiegen zusammen den bleichen Gletscher Burbroe hinan, dessen Tiefen ewig grollen und stöhnen und dessen Hänge mit einer Unzahl grellfarbiger, giftiger Blumen besät sind, welche Stephana in heiterer Sorglosigkeit pflückte.

Hier lebten sie selig dahin. Eine Mitternachts-Sonne war in ihren Herzen aufgegangen. In ihnen lebte die ewige Liebe, gleichwie es ewiges Licht um sie her gab.

#### IV.

Nur ein Schatten fiel in diese sonnigen Tage Leopolds. Er dachte an die Verachtung des fernen Cardenac. Was mußte der strenge, väterliche Freund sich denken? Das Verschwinden des Bruders und der Schwester war die eingestandene Blutschande. Wohl hatte Leopold ihm geschrieben: „Verdamme uns nicht! Wir sind unschuldig!“ Aber er hatte keine Beweise dieser Unschuld liefern können. Er hatte es nicht gewagt, seinem Freunde die Briefe zu übersenden, die seine Liebe wohl freigesprochen, dagegen die Geburt Stephana's bemakelt haben würden; und Cardenac in seiner Strenge würde diese Entschuldigung vielleicht auch gar nicht gelten lassen haben; vielleicht auch würde er darin nur einen infamen Betrug sehen. Und Leopold wiederholte immer wieder: „Was denkt er von mir?“

Und noch etwas Anderes beunruhigte sein Herz. War er nicht der Bruder Stephana's, so war er doch ihr Geliebter. Nicht mehr verdammt zu sein durch seine Liebe war ein Triumph, aber es war nicht genug; er fühlte das Bedürfniß, daß diese Liebe den Segen des Priesters empfangen. Er erinnerte sich, was er einst geträumt, als er die Kapelle zu Castel-Lauterès verließ. Daß dieses junge Weib seine Geliebte war, das war sicherlich das höchste Glück hienieden; aber wenn sie seine Gattin wäre, so wäre dies inmitten des sie umgebenden Friedens der Beginn des Himmelreiches. Ach, vor den Behörden, in gesetzlicher Weise war eine solche Ehe unmöglich! Gar oft dachte er daran, wenn er die Kirche auf der einsamen Kuppe betrachtete. Oft besuchte er den italienischen Priester, einen alternden, träumerischen Mann, schwach und nachsichtig für die Schwächen der Menschen. Er machte mit ihm oft lange Spaziergänge auf einsamen Wegen; sie waren

dabei in ein eifriges Gespräch versunken, als würden sie eine ernste Frage verhandeln. Man erfuhr plötzlich in der Gegend, daß der neue Besitzer des Palastes dem Pfarrer eine ansehnliche Geldspende zur Vertheilung an die Armen übergeben habe. Und eines Tages geschah es, daß Leopold mit strahlendem Gesichte heimkehrte und über Stephana geneigt, leise mit ihr sprach. Sie schien anfangs überrascht und sagte: „Oh, welch' ein Kind bist Du!“ Dann streichelte sie ihm die Haare und fügte hinzu: „Gut, wie Du willst.“

#### V.

Das Schiff, der Chor und der Altar der Kirche waren mit Balsaminen und Asphodelen bestreut; der Weihrauch, der sich in der Luft verflüchtigte, war gleichsam der Duft dieser Blumen. Es waren viele Bauern und Bäuerinnen im Sonntagsstaate gekommen; eine katholische Zeremonie war für diese lutherische Bevölkerung ein seltenes, schier unbekanntes Schauspiel. Endlich betrat das Brautpaar die Kirche. Mehr in königlicher, denn in jungfräulicher Haltung schritt Stephana einher, geschmückt mit einer Robe von weißer Seide mit langer Schleppe, welche die aufgestreuten Blumen zusammensetzte, und einem Diadem aus Brillanten und Perlen. Mit einem zärtlichen Lächeln blickte sie von Zeit zu Zeit auf Leopold, der an ihrer Seite einerschritt. Sie war so schön, daß die Bäuerinnen bei ihrem Anblicke wie zum Gebet die Hände falteten.

Als Braut und Bräutigam neben einander Platz genommen hatten, erschien der Priester mit einem einzigen Chorknaben. Die Zeremonie nahm ihren Anfang.

Leopold betete. Auf ein Zeichen des Priesters tauschten sie die Ringe. Leopold erbehte in diesem Augenblicke, obgleich er das Lächeln Stephana's nicht gesehen hatte; dann neigte er andächtig das Haupt, um den Segen des Priesters zu empfangen.

Als die Zeremonie beendet war, verließen die Neuvermählten inmitten der frommen Stille der Menge das Gotteshaus. Sie kehrten in ihr Haus zurück und betraten das Gemach ihrer Liebe, das jetzt zum ersten Male ein eheliches Gemach war.

#### VI.

Nach vollzogener Ehe war jede Uruhe aus dem Herzen Leopolds verschwunden. Das Bewußtsein, daß sein Glück zu seiner Pflicht geworden, erfüllte ihn mit unendlicher Ruhe; mit dem Glück seiner Liebe vereinigte sich jetzt der vollkommene Friede.

Doch sollte bald ein Ungemach diese Ruhe stören.

Um durch einen endgiltigen Akt die Erwerbung des vormals königlichen Palastes zu regeln, mußte Herr von Roquebruffane nach Bergen gehen und da das nächste Paketboot erst in zwei Wochen im Hardangerfjord erscheinen konnte, mußte er sich entschließen, die Stadt zu Lande, durch Ebenen und Wälder reisend zu erreichen. Es waren schlechte Wege, auf welchen man nur langsam vorwärts kam. An einem Juli-Abend reiste er zu Pferde ab; Stephana stand am Fenster und sandte ihm lange ihre Abschiedsküsse zu.

Nachdem vor dem Notar zu Bergen alle Formalitäten beendet waren, eilte Leopold in das Vorstadt-Gasthaus zurück, wo er seinen Diener und seine Pferde zurückgelassen hatte.

Es drängte ihn, diese geräuschvolle, schmutzige, stinkende, rauchgeschwärmte Stadt zu verlassen, sich wieder in der Stille der Einsamkeit zu befinden, bei Stephana, bei seinem Weibe.

Als er vor dem durch eine Glaswand von der Straße abgeschlossenen Speisesaal eines Restaurants vorüberkam, sah er daselbst eine Gruppe von Fischern, Händlern, Seelenten und dergleichen angesammelt, welche das Treiben einer in dem Speisesaale tafelnden Gesellschaft begafften. Die Herren in dieser Gesellschaft waren sämmtlich bartlos, die Frauen auffällig geschminkt. Sie aßen und tranken und schienen guter Dinge zu sein, denn sie erhoben fleißig die Gläser, wie um gegenseitig ihre Gesundheit auszubringen. In der Gruppe der Gaffer aber fielen allerlei Bemerkungen. „Es sind Schauspieler?“ — „Ja; sie haben in Drontheim gespielt.“ — „Sind es Schweden?“ — „Nein, Franzosen.“ — „Dann kommen sie wohl von Paris?“

Leopold war im Begriff, einen Umweg zu machen, um nicht durch die Gruppe gehen zu müssen, als eine der tafelnden Frauen, hastig den Sessel zurückschiebend, sich der Glaswand näherte und sich schwer zum Fenster herausneigte. Groß und stark, das aufgedunsene Gesicht umrahmt von einem Walde röthlicher Haare, das Kleid nur halb geschlossen neigte sie sich zum Fenster heraus. Es war Loulou-Antoine, dicker und älter geworden, unflätzig und betrunken. Sie streckte weit den Arm aus, als ob sie die Menge haranguiren wollte.

Leopold wich zurück, als hätte man ihm Noth ins Gesicht geschleudert. Diese Dirne, deren Liebhaber er einst in abscheulichen Nächten gewesen, war hier, in seiner Nähe! Was bedeutete dieses Wiedererwachen einer schmerzlichen Schande, so nahe zu seiner reinen Freude? Betroffen stand er da, wie vor einem scheußlichen Wunder.

Doch faßte er sich bald wieder. Die Anwesenheit von Loulou Antoine in Gesellschaft von Komödianten war ja im Grunde eine natürliche Sache. Ueberdies: was konnte es künftig Gemeinsames geben zwischen ihm und dieser Dirne? Er zuckte die Achseln und setzte seinen Weg fort.

Allein, Loulou hatte ihn erkannt und rief ihn bei seinem Namen.

Ha, das war abscheulich! Er beschleunigte seine Schritte um fortzukommen. Allein er dachte, daß wenn er nicht hören wollte, sie ihm vielleicht nachlaufen, ihn beim Arm fassen und duzen würde — vor allen diesen Leuten! Darum mußte er sich ihrer sogleich in wenigen Worten entledigen. Darum kehrte er zurück, trat in das Speisehaus ein und sagte: „Ja, ich

bin's, was wollen Sie von mir?“ — und folgte ihr dann in ein an den Speisesaal stoßendes Zimmer. Er hatte alle Mühe sie abzuwehren, daß sie ihm an den Hals springe. Denn in betrunkenem Zustande war sie zärtlich. „Si, Du bist gar nicht artig!“ sagte sie. Wie? nach einer so langen Trennung macht er solche Mienen? Man trifft sich sechshundert Meilen von Paris und er will sich nicht einmal umarmen lassen? Aha! sie begreift: sie ist jetzt häßlich. Mein Gott! So viele Reisen! so viele Abenteuer! Er kann sich nicht vorstellen, welche Unbilden sie überstanden hatte! In Spanien . . . Ja, weiß er, daß sie mit der Marchisio und mit Paul nach Spanien gegangen war? Sie darf ihm jetzt wohl gestehen, daß sie stets eine Schwäche für Paul gehabt habe, Das kam daher, daß er ihr einst einen kleinen Schämel an den Kopf geschleudert hatte. Also, in Spanien begann das Unglück. Die Marchisio hatte irgendwo Geld aufgetrieben, aber Paul hatte sich mit seiner Mutter entzweit. Und nun blieb Loulou mit Paul ohne einen Heller allein. Sie wären Hungers gestorben, wenn sie nicht in einem Tangel-Langel zu Bayonne ein Engagement gefunden hätten. Loulou sang und Paul produzirte Kartenkünste. So verdienten sie zusammen täglich sieben Francs. Dann schlug man ihnen vor, mit einer Operetten-Gesellschaft eine Tournée durch Brasilien zu machen. Eine herrliche Reise, gute Bezahlung, kurz ein brillantes Geschäft. Paul sollte im Orchester Violine spielen; er verstand zwar nichts davon, aber er würde es unterwegs erlernt haben. Leider ward aus der ganzen Sache nichts: der Direktor ging mit der Kasse durch und Loulou wäre in Rio-Janeiro schier am gelben Fieber gestorben. Die Krankheit hat sie ordentlich heruntergebracht, nicht wahr? Glücklicherweise bezahlte der französische Consul die Rückreise nach Havre. Aber ach, in Paris erinnerte man sich nicht mehr an Loulou Antoine. Sie konnte keinen Sou verdienen, weder im Eldorado, noch im Alcazar. Paul würde sich mit seiner Mutter ausgesöhnt haben; allein sie war mit dem Doktor Jaicza-Cabardès nach Rumänien oder in irgend ein anderes Land mit ähnlichem Namen abgereist. Niemand wußte zu sagen, was sie dort machen wollten. Einige sagten sogar, der Doktor sei nicht abgereist, sondern nach Mazas geschickt worden, weil er einen Zauberstab erfunden hatte, mittelst dessen er verborgene Schätze entdeckte; auch erzählte man, daß die Marchisio in Passy ein türkisches Badehaus halte. Aber die Polizei wußte nichts von Alldem. Kurz, die Familie war fort.

(Fortsetzung folgt.)

---

Mit der vorliegenden Nummer 27 beginnen wir das III. Quartal unseres seit 1. April 1886 erscheinenden Blattes! Dem Publikum für die in reichem Maße entgegengebrachte Gunst dankend, werden wir mit aller Kraft bemüht sein, auch fernerhin unsere Leser durch gediegenen Inhalt des „Caviar“ zufrieden zu stellen.

Pränumerationen auf „Caviar“ (die Preise sind am Kopfe des Blattes verzeichnet) werden in allen Buchhandlungen oder direct von uns entgegengenommen.

**Gustav Grimm Verlagsbuchhandlung in Budapest.**

Verantwortlicher Redakteur Jean qui rit.

Verlag von Gustav Grimm in Budapest.

Druck von J. Buschmann, Budapest Hirsch-Bazar.